



Feierabend



Der junge Kaiser und der Koch.

Von Jakob Hase.

Es war einmal ein junger Kaiser. Sein Herz war erfüllt von Güte und Erinnerungen an die glorreichen Taten seiner Vorfahren. Er war der Gottweihwievielte seines Namens. Seine Ahnen hatten zusammen mehr als fünftausend Städte niedergebrannt, Tausende von feindlichen Dörfern verheert, ihre Heere hatten aber tausende Feinde erschlagen und waren mit Gefangenen in die Festung des Reiches zurückgekehrt, begleitet von siegreichen Lobgejängen, unter den Klängen sämtlicher Glocken des glorreichen Reiches, denn dieses Land war gottesfürchtig und die Bevölkerung sowie die Soldaten gut Gläubige. Deshalb stärkte Gott sie in ihrem Beginnen und vor den Truppen ihres Herrschers zitterten heis die fahlen und bleichen Feinde, denn das wacker Heer des glorreichen Herrschers kannte keine Gnade.

Der neue junge Kaiser war vierzehn Jahre alt, als er den Thron bestieg. Sein junger Sinn war erfüllt von guten Vorsätzen; er wollte Reformen durchführen und so geschah es, daß der junge Kaiser, als er eines Tages nach seiner Krönung erwachte, sobald man ihn gewaschen, frisiert und angekleidet hatte, den kaiserlichen Koch rufen ließ und ihm in Anwesenheit des Kriegsministers, des Außenministers, des Ackerbau- und Kultusministers sagte: „Lieber Graf und kaiserlicher Koch, meine Lehrer haben mir erzählt, daß nicht alle meine Untertanen Pasteten essen und daß es unter meinen Untertanen arme Leute gibt, die Nagen essen. Lieber Graf und kaiserlicher Koch, ich ernenne Sie hiermit zum Landsmannminister für eines meiner Völker, das Sie nach Belieben wählen können, aber heute will ich zum Mittagessen eine Kage essen.“

Der kaiserliche Koch umging die Knie des jungen Kaisers: „Majestät, das ist nicht möglich, bedenken Sie, Majestät, daß man Nagen an kaiserlichen Höfen nicht speist.“

Der junge Kaiser lachte und sagte freundlich: „Gewiß nicht, ich weiß, daß man an kaiserlichen Höfen keine Nagen isst, aber ich weiß, daß arme Leute sie essen. Mein Herz sagt mir, daß ich ein Vater der Armen sein muß, wie es meine Vorfahren waren. Mein Großvater glorreichen Ansehens ergriff eigenhändig die Sichel und mähte vor allen Bauern Gras für zwei Kaninchen. Mein glorreicher Vater schlug in der Wohnung eines armen Schuhmachers eigenhän-

dig zwei Zwickel in einen Stiefel ein. Mein Urgroßvater, ein Held, schöpfte eigenhändig mit dem Eimer Wasser aus dem Brunnen und ich sollte nicht die Armut ehren, da alle meine Ahnen Achtung für die schwere Arbeit der Armen zur Schau trugen? Deshalb sage ich, daß mein Wille, der Wille eines absoluten Kaisers und Herrschers, unerschütterlich ist. Ich will heute zum Mittagsmahl eine Kage haben und basta! Entfernt euch!“

Als der junge Kaiser in seiner Kemenate allein blieb, da jubelte sein Herz. Durch das Fenster der kaiserlichen Burg blickte er auf die Reichsstadt, die schwarz unter ihm lag. Dort, in dem feineren Meer der Häuser leben viele arme Leute, die, wie die Lehrer ihm erklärt hatten, Nagen und viele andere Abfälle essen, an denen man die Armut erkennt. Und er, der starke und mächtige Herrscher, neigt sich zu ihnen herab und verringert ihre Not, denn auch er wird eine Kage zu Mittag essen. Das ist der Beginn der Reformen, die durchgeführt werden müssen, damit die Kunde von seiner Güte in die ganze Welt dringt.

Dann öffnete sich die Tür und die verwante Kaiserin-Witwe trat ein.

„Kaiserlicher Sohn,“ sagte sie weinend, in einen Lehnstuhl sinkend, „Sie wollen eine Kage zu Mittag haben? Mein kaiserlicher Sohn, ist das Ihr unabänderlicher Entschluß?“

Der junge Kaiser verneigte sich: „Ich will und werde,“ sagte er, „denn damit werde ich mein Herz den Armen zu. Betrachten Sie, Kaiserin-Witwe und meine Mutter, unsere Vorfahren. Meine glorreiche Urgroßmutter nahm eines Tages Nadel und Zwirn zur Hand und nähte den vorübergehenden Bettlern Knöpfe an die Hosen, meine treffliche Großmutter wusch eines Tages eigenhändig das Taschentuch eines Steinmeisters und Sie, meine kaiserliche Mutter, füllten eigenhändig ein Glas mit Wein und reichten es dem Hofmarschall, zum Beweis, daß sie sich keiner Arbeit schämen. So spricht die glorreiche Geschichte zu unseren Herzen davon, daß sich die Kaiserinnen niemals einer Arbeit schämten, und sei sie auch noch so schwer, sondern zu erlernen gaben, daß die Armut immer in ihnen Beschützer findet. Und deshalb werde ich heute zum Mittagessen eine Kage essen, das ist mein kaiserlicher Wille. Es ist der Anfang der

Reformen, denn ich werde ein moderner Herrscher und ein Vater der Armen sein.“

Als die Kaiserin-Witwe gegangen war, kam der Hofmarschall und umging die Knie des jungen Kaisers.

„Majestät,“ sagte er seufzend, „bilden Sie aus dem Fenster.“

Draußen auf dem Hofe wimmelte es schwarz von Ratgebern, Hofdamen und Höflingen.

„Allen, die Sie hier vor sich sehen, Majestät,“ sagte der Hofmarschall, „ist schlecht geworden, als der Graf und kaiserliche Koch und seine Erzellenz der Landsmannminister den Befehl erteilte, eine schöne Kage herbeizuschaffen. Und sie alle verlangen, es möge ihnen die Gnade erwiesen werden, nicht mit ansehen zu müssen, wie Majestät die allerhöchst verlangte Kage speisen. Und ich selbst habe an Majestät die demütigste Bitte, Majestät möge von Ihrem Wunsche ablassen.“

Gelächmt durch diese Frechheit, stampfte der junge Kaiser zornig mit dem Fuß und rief: „Ich will zum Mittagessen eine Kage mit Rahmsauce!“

„Majestät!“ Der junge Kaiser lehnte ihm den Rücken.

Der Hofmarschall entfernte sich bestürzt, reichte seine Demission ein und der Kaiser klingelte dem Innenminister.

„Lieber Minister,“ sagte er, indem er ihn klug anblickte und im Lehnstuhl wippte, „ich habe oft über die Ungleichheit der Stände nachgedacht, seit ich gekrönt wurde. Meine Lehrer haben mir gute Grundsätze eingeimpft. Es gibt reiche und arme Menschen. Arme Menschen essen Nagen. Reiche und Mächtige essen keine Nagen. Arme Menschen essen auch Nudeln. Ich will daher eine Kage mit Rahmsauce und Nudeln zu Mittag haben. Rufen Sie mir den kaiserlichen Koch.“

Als der Graf, Hofkoch und Landsmannminister in einer Person, kam, sagte ihm der junge Kaiser: „Arme Menschen essen Nagen. Reiche und Mächtige essen keine Nagen. Ich führe Reformen durch. Arme Leute essen Nudeln, machen Sie mir heute zum Mittagessen eine Kage mit Rahmsauce und Nudeln.“

Dann ließ er abermals den Minister des Innern rufen und sagte ihm: „Ich will, daß das auch in die Zeitung kommt. Morgen werden Sie mir alle Zeitungen vorlegen,

denn ich habe von meinen Lehrern gehört, daß auch in unserem Reich Zeitungen erscheinen. Von morgen an will ich die Berichte über meine Regentchaft und meine Reformen lesen.“

„Apropos“, wandte er sich an den Kaiserlichen Koch, „laden Sie zum Mittagessen die Minister ein, und weil ich glaube, daß Ihr mich mit der Kage betrügen könntet, werde ich bei ihrer Zubereitung zugegen sein.“

Auf der Treppe, als er zu dem Gebäude schritt, in dem die Küche untergebracht war, begegnete der brave junge Herrscher dem Kriegsminister und sagte ihm lustig: „Lieber Minister, ein moderner Herrscher sucht die

Ungleichheit der Stände auszugleichen. Und so werden auch wir heute zum Mittagessen eine Kage essen, denn die armen Leute essen Nagen und die Reichen und Mächtigen essen keine Nagen. Sie sind ebenfalls eingeladen. Morgen wird es in allen Zeitungen stehen und von heute an führe ich Reformen durch. Ich bin Kaiser und will eine Kage essen.“

Eine Weile später brachte man den jungen Herrscher in einem geschlossenen Wagen nach einem alten Schloß, wo er als schwach-sinnig für Lebenszeit interniert wurde, und zwar nur deshalb, weil er ein Kaiser war und einmal eine Kage zu Mittag essen wollte . . .

Ein Reisbauer.

Von Yitiangjo.

Unser Volk ist arm und das Land ist groß. Die Erde ist nackt und jedes Reiskorn dürstet nach Wasser.

Wir leben zwischen Bergen. Die Kiefern stehen an den Hängen grün. Auf dem Gipfel sind sie schwarz.

Drei Kiefern stehen mitten im Dorf. Der Wind wehte sie von den Nordbergen in das Tal.

Die erste leuchtet von den Wurzeln bis zur Krone wie Gold, die zweite wie Silber, aber die dritte steht schwarz im Schatten der anderen.

Jahrhunderte haben darin ihre Kraft. Der Fluß, der unsere Felder tränkt, heißt der Friedliche. In meiner Kindheit wußte ich, warum. Jetzt weiß es keiner mehr.

So sind mir auch Vater und Mutter dahingegangen. An den fernem Hängen rufen mich grüne Kiefern. Auf den Gipfeln stehen sie schwarz im Licht.

Stufen verändern das Kutlich des Lebens. Als ich siebzehn wurde, war ich groß und stark. Aber die Ernte war schwach. Das letzte Korn holten die Steuereinnehmer.

„Was werden wir essen?“ schrie mein Vater.

Die Beamten blieben an der Tür stehen und sahen mit stehenden Augen zurück.

Fufuma hielt meinen Vater am Kermel und ging mit ihm ins Haus.

Fufuma war der Älteste im Dorfe. Die Bauern verdankten ihm, daß die Steuerholler niemanden im Dorfe töteten. Ich verehrte Fufuma.

In jenem Hungerjahr waren die Beamten strenger als der Frost. Der Statthalter der Provinz führte Krieg, und er forderte das letzte Reiskorn. Zwischen Gelb und Grün, zwischen Ausfaat und Ernte hungerte das Dorf.

Ich war jung und groß und stark. Dreifach spürte ich den Hunger.

Zuerst war der Hunger, dann war die Kälte und darüber fiel tiefer Schnee.

Tage und Nächte sprangen wie Bestien im Fieberhunger über uns her.

In der grimmigsten Kälte ging Fufuma von Haus zu Haus. Er sagte einmal, als er meinen kranken Vater besuchte kam:

„Kälte, Hochwasser, Dürre und Hunger sind Schreckensgewalten. Wir säen und wir jäten, wir schneiden Korn und wir bauen Häuser, den Gewalten zu widerstehen. Aber sie zeigen sich stärker. Nur der Geist ist stärker als Kälte, Dürre und Hunger. Der Geist ist stärker als unsere Leiber. Er ist gewaltiger als der Tod!“

An diesem Tage wurde Tai i kai vor dem Dorfe von Rabenschwärmen angefallen. Er

schrte um Hilfe. Seine Schreie waren schrecklicher als die Hungerschreie der Vögel. Die Leute rannten hinaus. Tai i kai lag mit dem Gesicht im Schnee. Ich hob ihn auf. Sein Gesicht war von Schnabelhieben zerhackt. Das linke Auge war eine Höhle voll Blut. Aber seine Hände umklammerten seine Hungerbeute, eine erwürgte Krähe. Die Menschen zerrissen den Vogel und schlangen die Feten gierig hinunter.

Das Loch im Gesicht wollte nicht heilen. Er schlief neben mir. Nie habe ich ihn jammern gehört.

Als der Schnee zusammenfiel, stieg das Wasser. Im Dorfe taten sich zwanzig Männer zusammen, um in die Berge zu gehen und um Reis zu bitten.

Tai i kai und ich schlichen heimlich hinter ihnen her. Wir trugen wie die Männer hölzerne Schalen an Schulterjoch.

In den Bergen ging der Schnee den Männern bis zur Brust. Wir sprangen wie Ratten in ihren Spuren bergan.

Mittags erreichten die Männer das Haus von Tscheng hsi tschau.

„Habt Erbarmen! — Gebt Reis! — Wir hungern!“

„Der Herr hat keinen Reis! — Die Scheunen sind leer!“

„Reis!“, wimmerten die Männer. „Wir hungern!“

„Die Scheunen sind leer und das Land ist voll Bettler! — Es ist kein Reis!“

Die Männer gingen weiter. Keiner sprach ein Wort.

Tai i kai sah sich um und schob die Binde höher von seinem Auge. Er sah noch den Verwalter stehen.

„Vielleicht gibt er zu essen, wenn er mein verlorenes Auge sieht!“

Wir zögerten nicht und gingen zurück.

„Reis für einen blinden Bettler!“, rief der Verwalter in das Haus.

Tai i kai reichte seine Schale. Ein Mädchen füllte sie.

„Und für mich?“, bettelte ich.

„Nimm von ihm. Es ist nicht mehr.“

Ich gehorchte. Der Anblick der Schale voll Reis machte mich wahnsinnig. Im Heißhunger sprang ich wie ein Wolf gegen Tai i kai. Die Schale voll Reis fiel in den Schnee. Ich war stärker als Tai i kai. Aber wütend schlenkerte er mich zurück. Ich glitt aus auf dem Eise, stürzte mit dem Kopf gegen die Steine, daß mir die Sinne schwanden.

Als ich erwachte, kniete Tai i kai neben mir. Er hatte den verschütteten Reis aus dem Schnee aufgesammelt und hielt mir die Schale mit dem doppelten Quantum hin.

„Das ist dein und deines Vaters Teil!“ Schweigend stiegen wir zu Tal.

Mein Vater mußte vor Hunger sterben.

Das Erbe waren die Felder, darauf nur Schulden gewachsen waren.

Aber die neue Ernte war gut. Alle Männer waren mit ihren Frauen auf den Feldern. Nur die Acker von Tai i kai lagen brach. Er war in die Berge gegangen. Keine wußte wohin.

Die Beamten nahmen von der Ernte den dreifachen Zins. Es blieb noch etwas und ich heiratete Ah jui.

Im Frühjahr arbeitete Ah jui neben mir auf dem Felde und trug zur neuen Ernte ein Kind. Aber die Ernte war arm.

Als Ah jui den zweiten Sohn gebar, war die Ernte noch ärmer und die Beamten härter als das Eis.

Zwischen Ernte und Ernte wuchs der Hunger zum Himmel. Im tiefsten Stroh gab uns der Frost nicht Schlaf noch Wärme.

Das dritte Kind kam, als die Sonne hoch vor der neuen Ernte stand.

Die Sonne spaltete mit ihrer Glut die Erde. Ich schleppte Wasser Tag und Nacht, um die Ernte zu retten.

Da marschierten Soldaten in das Dorf. Einer kam den Wassergraben entlang gelaufen.

„Se! Komm her!“

„Wohin?“

„In das Dorf!“

Rißtraulich kam ich mit.

In den Häusern waren Schreie und Befehle. Unter den Kiefern standen zehn junge Leute aus dem Dorfe in einer Reihe.

„Ei!“, schrie der Anführer und warf mich zu den anderen.

„Was soll das heißen?“ schrie ich.

„Kuli für die Armee!“, erwiderte der Führer.

Ich sah Ah jui und die Kinder. Ein Gitter von Bajonetten trennte mich von ihnen.

Ah jui sah mich an, aber ihre Lippen öffneten nicht der Schmerz.

Die Hitze des Tages löste Kienäpfel von den Kiefern, darunter wir standen. Die kleine, schwarze Köpfe rollten sie in den Sand. Ich sah die Stämme hinauf. Von den Wurzeln bis zur Krone hielt die erste ihr Gold, die zweite ihr Silber, und die dritte stand schwarz im Feueratem der Sonne.

Die Sonne stand halbiert am Horizont, da trieben uns die Bajonette in die Nacht.

Wir waren Lastträger auf endlosen Wegen über Berge und durch Täler.

In einer Nacht suchten meine frierenden Hände Ah jui.

Schüsse verjagten meinen Traum.

Die Soldaten warfen ihre Gewehre, die Träger ihre Lasten fort und jagten die Hänge hinauf und hinab.

Ich sprang, mich zu retten, den anderen nach in das Felsgewirr.

Aber die Kugeln sind schneller als der schnellste Rißhamann.

Eine Kugel schlug durch meine Hand.

Die kalten Steine kühlten den Schmerz. Da kroch jemand zu mir heran.

„Tai i kai!“ schrie ich in das einäugige Gesicht. „Tai i kai!“ . . .

Er riß sich los — von dem Hemd und leate sie um meine Hand.

Das Blut floß über die Steine hinab in die Ebene, darüber das feurige Gefäß des Himmels hing.

Das Schicksal der Rothhäute. Entscheidungskampf zwischen Weißen und Roten. Zwölfte Indianer.

Zur Zeit der Entdeckung Amerikas durch Columbus gab es schätzungsweise 300.000 Indianer. Sie trugen Tierfelle und Federtopfschmuck und trieben Jagd mit Bogen und Pfeilen. Die Indianer der Prärie lebten fast ausschließlich von den ungeheuren Büffelherden, die von den fremden Eroberern dann ausgerottet wurden. Die Indianer mußten mit ansehen, wie auf diese Weise ihre Nahrung ihnen genommen wurde, und in ihrer Verzweiflung griffen sie die fremden Eindringlinge an und wurden vernichtend geschlagen. Dieser Kampf zwischen Weißen und Rothhäuten zog sich jahrhundertlang hin, und die Indianer wurden gezwungen, ihre ursprünglichen Wohnstätten zu verlassen, um neue bewohnbare Orte zu finden, und zu Beginn unseres Jahrhunderts gab es nur noch in Kanada einige tausend Indianer. Seitdem ist ein neues Aufblühen zu beobachten.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts setzte ein neues System ein: die Indianer wurden nicht mehr bekriegt, verfolgt und vernichtet, sondern man gab ihnen Landgebiete, in denen sie ungehindert leben konnten, man schickte Lehrer zu ihnen und baute für ihre Kinder Schulen. Auch in Ackerbau und Viehzucht wurden sie unterwiesen, alles in der Absicht, diese wenigen Ueberlebenden der einst blühenden Indianerstämme vor dem gänzlichen Verfall zu retten.

Alle diese Pioniere, die die Kultur der Weißen den Indianern bringen wollten, stimmten darin überein, daß es unendlich schwer war, die Indianer an das ihnen ganz fremde Leben des weißen Mannes zu gewöhnen. Zu tief steckt ihnen der alte Wandertrieb im Blut. Selbst das Leben auf den Farmen war ihnen viel zu gebunden, und unendlich viele von den Indianern entzogen sich dem Bannkreis der Weißen und gingen nach dem höchsten Norden, wo sie ihren eigenen Wünschen gemäß leben konnten.

Anderer fügten sich in die Anweisung der Weißen und wurden Landwirte, die ihr Feld bestellten und vor allem als Pferdezüchter tüchtigsten leisteten. Andere wieder sind große Jäger, die in dem Umherstreifen und Aufspüren des Wildes eine Beschäftigung gefunden haben, die ihnen genehm ist, weil sie ihren erworbenen Fähigkeiten entgegenkommt.

Die Indianer liefern auch sehr tüchtige Führer für die Reisenden, da sie das Land gründlich kennen und ihnen keine Mühe zu groß ist, um neue Sehenswürdigkeiten aufzuspüren.

In Ontario findet man die Indianer außer als Jäger und Fischer auch in den Fabriken, auf Eisenbahnen und Dampfschiffen; in Quebec leben viele von ihnen als erfolgreiche Farmer, in Ostkanada sind sie hoch geschätzt als Stahlarbeiter und werden besonders bei Ausführungen von Arbeiten auf hohen Bauten verwendet, da sie eiserne Nerven haben und Schwindel oder Furcht nicht kennen.

Eine große Anzahl Indianer hat sich dem Studium zugewandt. Die Gymnasien und Universitäten zählten sie zu ihren fleißigsten und begabtesten Schülern, und als Lehrer, Advokaten und Ärzte leisteten sie Bedeutendes.

Weiteren Kreisen bekannt geworden ist Long Lance von den Schwarzfuß-Indianer von Alberta, der sich als Schriftsteller und Journalist einen geachteten Namen gemacht hat. Und die Mohawk von Ontario haben einen Opernsänger geliefert, der überall in den Vereinig-

ten Staaten große Erfolge hatte. Dieser Ostinion ist auch in London aufgetreten und hat unter anderem eine Rolle in hundert aufeinanderfolgenden Vorstellungen mit immer gleichem Erfolge gespielt.

Die Indianer von heute unterscheiden sich sehr wesentlich von ihren Vorfahren, denn sie sind jetzt den Annehmlichkeiten der Zivilisation durchaus nicht abhold. Ihre Häuser sind nicht viel anders eingerichtet als die der Weißen, und Grammophon und Radio sind bei ihnen so gut zu Hause wie in Europa. Selbst Lip-

penstift und Puder werden gern und häufig von den Indianerdamen gebraucht.

Die Frauen der Indianer haben es heute auch besser als einst. Sie heissen ihren Männern in der Landwirtschaft oder flechten bunter Körbe und weben Decken und Matten. All diese Gegenstände, die oft mit viel künstlerischem Geschmack ausgeführt sind, finden guten Absatz. Die Behandlung der Rothhäute durch die weißen Amerikaner entspringt zum Teil einer gewissen Sentimentalität. Teilweise haben die Indianer aber in größtem Elend, während wenige durch den Besitz von ölhaltigem Land Millionäre geworden sind. Wie lange wird es noch dauern und die letzte Rothhaut ist aus einem Land verschwunden, das ihm eigentlich gehört? W. S.

Der unfreiwillige Lebensretter.

Von F. Brustat.

Man soll sein Leben lassen für die Brüder, jawohl. Entschieden angenehmer ist es allerdings, ihnen auf einer weniger radikalen Weise zu helfen.

Mein Freund Törn To behauptet noch heute, ohne auf meine bescheidenen Einwände zu hören, daß er mir sein Leben verdanke. Törn To ist ein guter Mensch. Sein Fehler liegt nur darin, ein großer Getränkefreund vor dem Herrn zu sein. Unsere Bekanntschaft begann mit dem Augenblick, da wir beide einem inneren Drange, dem Rufe des Meeres folgend, an Bord eines Schulschiffes als Schiffsjungen anmusterter, und statt des erhofften Unterrichts in Navigation und anderen erstrebenswerten Sachen Kartoffeln schälen und den verschwiegenen Ort säubern mußten. Auf unsere kläglichen Proteste erklärte man uns, das seien die praktischen Vorübungen, auf denen sich die Navigation aufbaue; auf dieser Grundlage hätte Kolumbus Amerika entdeckt, und ein zukünftiger Kapitän könne nie genug Kenntnisse sammeln. Im übrigen hätten wir das Maul zu halten.

Danach, als wir schon längst Vollmatrosen waren, machten wir nochmal eine Reise zusammen, mit einem Schiff der Bremen-Afrika-Linie. Das war ein ganz merkwürdiger Dampfer. Die anderen Matrosen nebst dem Bootsmann waren alle miteinander verwandt, und in Jingsit beheimatet. In nüchternem Zustande, der freilich bei ihnen nicht oft eintrat, denn die Reederei gab wegen der Fiebergefahr auf den westafrikanischen Küsten pro Mann alle zwei Tage eine Bierflasche voll gaulischen Fusels aus, ärgerten wir sie mit dem Liebe:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
in Jingsit und Darß ist Waskenball.“

Dann kauten sie wütend Chinin. Mein Freund Törn To aber, angesteckt von ihren bösen Beispielen, gewöhnte sich auf dieser Reise das Trinken an. Er brachte es in dieser Beschäftigung bald zu einer gewissen Fertigkeit, und braute sich manchmal in Ermangelung eines Besseren prachtvolle Liköre aus Zitronensaft, Bay-Rum und schwarzen Kaffee.

Jahre später, wir hatten währenddessen beide bereits das Steuermannexamen gemacht, rauchten wir in der Dämmerung eines trübten Herbstabends uns Hasen zufällig aufeinander. Er befand sich, die Zeiten waren slau, an Bord eines kleinen, zerbeulten und überaus schmutzigen Fischdampfers. Am nächsten Morgen fünf Uhr sollte das Schiffchen mit dem widersinnigen Namen „Venus“ in See gehen. Jawohl, es ginge ihm sonst gut, danke. Meinen Vorschlag, das Wiedersehen etwas zu be-

glichen, lehnte er mit süß-saurem Gesicht ab.

„Du mußt nämlich wissen, daß ich es mir zur Regel gemacht habe, nicht mehr zu trinken. Keinen Tropfen mehr, o nein, man spart viel Geld und mein alter Herr, der Sanitätsrat —“. Obgleich er mich mit seinen dünnen Redensarten zu ärgern anfing, erklärte ich, seine Grundzüge zu respektieren, ja direkt über seine Energie erfreut zu sein. Aber da ich momentan erkältet sei, würde mir etwas Warmes gut tun. Außerdem hätte ich Hunger. Ob er denn nicht mal an Land Abendbrot essen wolle. Endlich willigte er ein — „aber nur für eine gute Stunde“.

Der Wirt des gemütlichen Restaurants verzapfte ein pikantes Getränk. „Eisbrecher“ wurde es genannt und bestand zu einem Drittel aus Rotwein, einem weiteren Drittel aus Rum, und aus einem Reiz von kochendem Wasser. Es kam, wie es vorauszusehen war. Mit den Dämpfen dieser Flüssigkeit lösten sich meine Erkältung und Törn To's Grundzüge überraschend schnell auf. Es wurde ihm nicht bewußt, wie sehr ich ihn einseifte. Zudem gerieten wir in ein immer behaglicheres Stadium, und als die Polizeistunde anbrach, hatte ich alle Hände voll zu tun, meinen Freund Törn To, der absolut das Lied vom „Wirtshaus an der Lahn“ singen wollte, unter Kellnerhilfe und Assistenz des Wirtes in einem Taxi zu verladen.

Nach einigen Tagen klopfte mir jemand auf die Schulter. Ich drehte mich um und blickte unvermutet in das Gesicht meines Freundes Törn To. Bevor es mir möglich war etwas zu antworten, meinte er mit tremulierender Stimme: „Mensch, du hast mir das Leben gerettet.“

— — — ??? —

Es ergab sich, daß ich an jenem Abend dem Taxidrauffeur eine falsche Adresse genannt hatte und Törn To sich deswegen beim Erwachen in der Messe eines fremden Schiffes fand, während die „Venus“ ohne ihn längst auf hoher See schwamm.

„Na, und —?“ war alles, was ich hervorbrachte.

„Ja“, entgegnete er lachend und holte eine Zeitung aus der Tasche, „lies mal!“

In dem Blatt aber stand: Am 24. d. M. wurde auf der Doggerbank bei unsichtigem Wetter nachts der deutsche Fischdampfer „Venus“ von einem unbekanntem Dampfer, dem es im Schutze der Nacht zu entkommen gelang, gerammt und sank sofort. Von der gesamten Besatzung wurde nur der Junge gerettet.“

Indische Regenschauer.

Mit den seltsamen Methoden, die die indischen Eingeborenen anwenden, um den erwünschten Regenguß herbeizuführen, macht uns der Artikel einer Mitarbeiterin einer Bombayer Zeitschrift bekannt. „In Südbindien“, schreibt die Verfasserin, „hatte ich einmal Gelegenheit, der denkbar absonderlichsten Methode der Regenbeschwörung beizuwohnen. Die riesige Figur einer Frau wurde in voller Länge auf den Rücken ausgebreitet, an einen offenen, niedrigen vierräderigen Karren gebunden und durch die Straßen geschleift. Die Menge folgte dem Karren mit der daran hängenden Puppe in fiebernder Erregung und vollführte mit ihren Tamtams, Trommeln und Hörnern einen Höllenpektakel. Die merkwürdige Gepflogenheit dürfte aus dem Glauben entstanden sein, daß die weibliche Figur, die die Gattin des Regengottes Veruna verkörpern soll, den heißersehnten Regen hervorbringen werde. Man geht dabei von der Annahme aus, daß der Gott beim Anblick seiner brutal durch die Straßen geschleiften Gattin sich beeilen werde, einen Wolkenbruch zu entfesseln, um an der brutalen Menge Rache zu nehmen. Selbstverständlich fielen des Nachts wirklich ein paar Regenwolken: Ich möchte es aber dahingestellt sein lassen, ob das ein Erfolg der vorangegangenen Zeremonie war.“

Wenn in Südbindien irgend einer glaubt, Regen machen zu können, braucht er um sein Fortkommen nicht besorgt zu sein. Ein Hindu, der das Regenmachergerwerbe betrieb, hatte sich ein Verfahren ausgedacht, durch Verwendung einer Mischung von Schwefelsäure, Wasser und Zink die gewünschte Wirkung herbeizuführen. Er brachte die Bestandteile der Mischung in ein großes, offenes Gefäß und rührte den Inhalt kräftig durcheinander. Was ihn dazu bestimmte, war die Annahme, daß der Wasserstoff bei seiner Reigung, nach oben zu steigen, in der unten befindlichen heißen Luft einen Schacht entstehen lasse, durch den die kalte Luft nach oben stiehe. Aus dem so gewordenen „Sturmgentrum“ glaubte er, die Niederschlagsfeuchtigkeit gewinnen zu können. Selbstverständlich sind die meisten der mehr oder weniger künstlichen Versuche, Regen zu machen, nichts weiter als ausgesprochene Schwindeltricks.

Dies und das.

Auf Madagaskar ist der sagenumwobene „Baum der Reisenden“ heimisch, eine palmen- oder bananenähnliche Pflanze, deren große Blätter fächerförmig geordnet sind. Der Baum kommt nur auf feuchtem Boden vor. In seinen riesigen Blattscheiden speichert er einen erfrischenden Saft auf, der manchen erschöpften Wanderer ein Labetrunk gewesen ist. Die Blätter des Baumes werden auf Madagaskar zum Decken der Hütten benutzt, außerdem zur Herstellung von Gefäßen. Zusammengefaltete Teile des Blattes dienen als Köffel. Die Bäume wachsen zum Teil mit anderen Baumarten gemischt, bilden streckenweise aber auch ganze Wälder.

In den Londoner Archiven findet sich aus dem Jahre 1580 ein Erlaß der Königin Elisabeth, in dem sie die weitere Errichtung von Häusern in London verbietet, da die Stadt zu groß würde.

Zu den merkwürdigsten Vögeln, die es gibt, gehört der südamerikanische Sonnenschirmvogel. Er kommt besonders häufig in den Wäldern am Amazonsstrom vor, wo er von den Eingeborenen wegen seines schönen Gefieders ge-

jagt wird. Da er sich jedoch in den höchsten Baumkronen aufhält, ist es schwierig, ihn zu erlegen. Er wird mit vergifteten Pfeilen geschossen. Berühmt ist er wegen seiner lauten Stimme.

Ein Häuptling eines Senegalstammes in Französisch-Afrika trägt bei feierlichen Gelegenheiten einen Bart aus feingespinnnenem Glas, der vor über hundert Jahren einem seiner Vorfahren zum Geschenk gemacht wurde. Der Bart wird als glückbringend angesehen.

Einen merkwürdigen Beruf übt eine Frau in London aus. Sie geht am Morgen als Beder durch die Straßen und wickelt ihre Kunden, indem sie durch ein Glasrohr Erbsen an ihre Schlafstubenfenster pustet. Selbst wenn das Fenster im vierten Stock liegt, trifft sie es mit unfehlbarer Sicherheit.

In der Türkei werden jetzt nur noch verheiratete Chauffeurs beschäftigt. Die Behörden sind der Meinung, daß die Ehe das Verantwortungsgesühl erhöht.

Der Esel ist in bezug auf seine Intelligenz dem Pferd weit überlegen. Das störrische Verhalten des Esels wird darauf zurückgeführt, daß er einen stärkeren Willen hat als das Pferd.

Ein New Yorker Schönheitsalon verkauft eine Hautcreme, von der eine Dose 100 Dollar kostet, kleine Probefläschen von dieser Creme kosten 60 Dollar.

Beiteres.

Unbedacht. Vater (zum ungeratenen Sohn): „Du bist der größte Lump in der ganzen Stadt.“ Mutter (unterbrechend): „Emanuel, vergiß Dich nicht!“

Moderne Kinder. „Was machst du für ein Gesicht, Junge?“ fragt der Vater. „Ärger in der Schule, was?“ — „Aber nein“, erwidert Karli düster. „Aber deine Frau verleidet einem jede Freunde an der Familie.“

Werbung. „Fräulein Jise, darf ich um Ihre Hand bitten?“ — „Können Sie denn Frau und Kinder ernähren?“ — „Wieviele Kinder haben Sie denn?“

Er kennt sich nicht aus. „Was ist denn für Wetter heute?“ — „Ach kann es nicht sehen, es ist draußen ganz neblig!“

Schlechte Zeiten. „Wie gehen die Geschäfte, Herr Rick?“ — „Schlecht! Vormittags ist nichts los und nachmittags läßt es etwas nach.“

Wer hat recht? „Wir modernen Frauen sind doch geplagte Wesen. Wie gut hat es dagegen Eva im Paradiese gehabt.“ — „Ich sehe da keinen Unterschied: Du hast einen Garten, Du hast einen Mann, und du hast, wie Du erst vorhin versichert hast, nichts anzuziehen.“

Wahres Gesichtchen. Ein Gymnasialprofessor fragt in der Physikstunde der Oberklasse: „Wagner, können Sie mir sagen, bei welcher Temperatur das Wasser gefriert?“ Der Schüler antwortet: „Aurist, Herr Professor.“ — „Ach so, da brauchen Sie es allerdings nicht zu wissen, da nehmen Sie einfach einen Sachverständigen!“

Trumpf. Ein Geschäftsmann schenkte einem seiner Angestellten, der 25 Jahre tren in seinen Diensten gestanden hatte, nichts weiteres als eine Photographie. Als der Beschenkte, ohne ein Wort zu sagen, das Bildnis in seine Rocktasche schob, fragte der Vorgesetzte: „Nun, wie gefällt Ihnen das Geschenk?“ Darauf entgegnete der Angestellte: „Nicht schlecht, es sieht Ihnen ganz ähnlich!“

Zu spät. „Denk dir, Grete, gestern war ich mit einem jungen Mann zusammen, der noch

nie ein Mädel geküßt hatte.“ — „Donnerwetter, Hilda, dieses Wundertier muß ich mir unbedingt ansehen.“ — „Ja, — nun ist es leider schon zu spät.“

Unglück schreitet schnell. Zwei Männer sitzen ziemlich betrübt beieinander. „Ja, ja“, sagte der eine, „das Unglück schreitet manchmal schnell.“ — „Stimmt durchaus!“ nickte der andere eifrig. „Stimmt. Ich habe gestern sogar einen Mahubrief mit der Luftpost gekriegt.“

Schach-Gate.

Alle Aufschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitnitz Nr. 65. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen, bei Teplitz-Schönbau.

Schachaufgabe Nr. 139.

Von Josef Hyna, Hostomitz a. B. Schwarz: Kb4: Dc3; Tc6; Lc8; Bg5, g6 (6).



Weiß: Kb6; Th7; Lg4; Sd1, f2; Bh2 (6).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zweitnitz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 136: Lc5—f5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Fritsch Anton, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Reinert Julius, Nestomitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Gube Wenzel, Kaiserswalde; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Mildorf Adolf, Tischan; Popperl Teo, Auperschin; Hyna Josef, Hyna Franz, Adam Johann, Goldbach Ferdinand, Halle aus Hostomitz; Böhm Emil, Sobrusan; Sobek Ernst, Prag; Schöbel Franz, Straußnitz; Schwarz Raimund, Kropf Rudolf, Skulpa Erwin, alle aus Klostergrab; Petrak Albin, Kulm; Dinnebier Emil, Tetschen; Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, alle aus Kwitkau; Triltsch Gustav, Wisterschan.

F. Anton, Markersdorf: Bei Hilfsmattaufgaben zieht Schwarz an und hilft, das heißt, er zieht so, daß Weiß ihn Matt setzen kann.

KREISMEISTERSCHAFTEN IM V. KREIS.

In Preschen stellten sich dem Kampfrichter Scharoch die beiden Sektionen Komotau und Sobrusan. Nach 5stündiger Spieldauer errang Komotau verdient den Sieg, wenn auch nicht in der Höhe, wie es das Ergebnis besagt.

Warnsdorf		Türmitz	
1. Brett:	Graß ½ ½	Webersinke	
2. "	Thiel 1 0	Hofmann	
3. "	Eberhardt 1 0	Pichl	
4. "	Sachs ½ ½	Böhm	
5. "	Kfenek 1 0	Jungnickl	
6. "	Cerny 1 0	Zimmermann	
7. "	Starek 0 1	Wiedemann	
8. "	Eis 1 0	Stehno	

Ergebnis: 6 : 2 für Komotau I.

In Bensen spielte Warnsdorf gegen Türmitz. Es gab einen interessanten Kampf, in welchem schließlich die Warnsdorfer als Sieger mit dem knappsten Resultat hervorgingen. Den Kampf leitete Gen. Jelinek, Krochwitz.

Komotau I.		Sobrusan	
1. Brett:	Pilz Ant. 1 0	Pristassli	
2. "	Wünsche ½ ½	Lahr	
3. "	Haußner 0 1	Gunkel	
4. "	Feicht 0 1	Hofmann	
5. "	Ditrich 0 1	Klepsch	
6. "	Warzel 1 0	Weis	
7. "	Pilz Rud. 1 0	Häbsch	
8. "	Bauer 1 0	Seidel	

Ergebnis: 4½:3½ für Warnsdorf

Die Endrunde findet am 18. Juni in Aussig (Volksbaus) um 9 Uhr vorm. statt. Es spielt Komotau I gegen Warnsdorf.